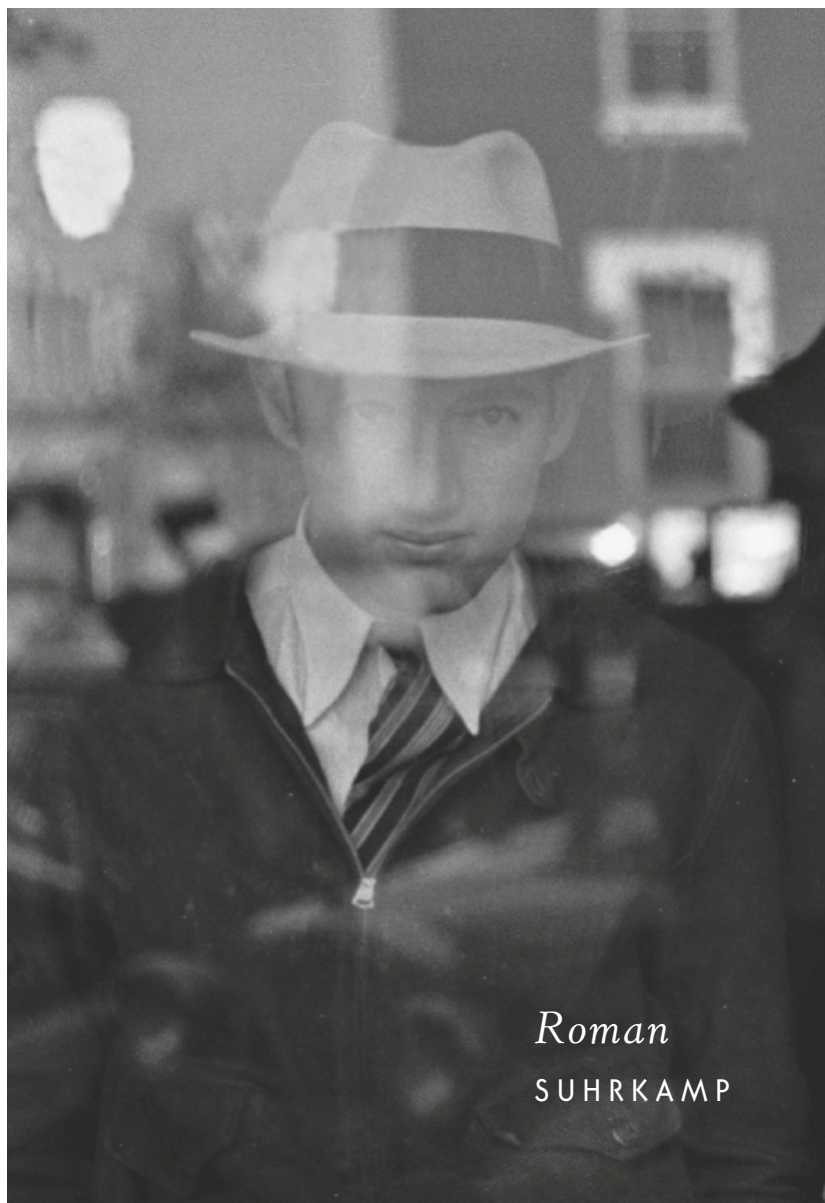


ISAAC BASHEVIS SINGER



Roman

SUHRKAMP

DER SCHARLATAN

suhrkamp taschenbuch 5263

Der Scharlatan zeichnet ein eindrückliches Bild vom Leben der emigrierten Juden in Amerika. Während in Europa der Krieg wütet, sucht Hertz Minsker, selbsternannter Philosoph, Lebemann und chronisch pleite, sein Glück in New York. Bronja, seine vierte Frau, hat für ihn ihren Ehemann und ihre Kinder in Warschau zurückgelassen, jetzt schlagen sich die beiden mehr schlecht als recht durch. Unterstützung erhalten sie von Morris Calisher, einem Freund aus Jugendtagen, der mit Immobilien reich geworden ist. Dieser ahnt allerdings nicht, dass Hertz längst eine leidenschaftliche Affäre mit seiner Frau Minna begonnen hat ...

»Das Leben im Exil, Religiosität, Untreue, Solidarität und der Schatten des aktiv wütenden Holocausts – das alles fügt sich hier zu einer lohnenden Lektüre.« *Frankfurter Rundschau*

ISAAC BASHEVIS SINGER wurde 1903 in Polen geboren und wuchs in Warschau auf. 1935 emigrierte er in die USA, lebte in New York und gehörte dort bald zum Redaktionsstab des *Jewish Daily Forward*. 1978 wurde ihm für sein Gesamtwerk der Nobelpreis für Literatur verliehen. Er starb am 24. Juli 1991 in Miami.

Christa Krüger übersetzte u. a. Werke von Louis Begley, Penelope Fitzgerald und Richard Rorty. Sie lebt und arbeitet in Berlin.

Isaac Bashevis Singer
DER SCHARLATAN

Roman

Aus dem Englischen von
Christa Krüger

Mit einem Nachwort von
David Stromberg

Suhrkamp

Isaac Bashevis Singer publizierte den jiddischen Originaltext
unter dem Pseudonym Yitzkhok Varshavski
von Dezember 1967 bis Mai 1968
in Fortsetzungen in der Zeitschrift *Forverts*.

Erste Auflage 2022

suhrkamp taschenbuch 5263

© 2017, 2018 by The Isaac Bashevis Singer Literary Trust

Translated from the English language: *The Charlatan*

© der deutschsprachigen Ausgabe

Jüdischer Verlag GmbH, Berlin, 2021

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für
Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagfoto: Ben Shahn, *Murfreesboro, Tennessee*, 1935 (Ausschnitt),

Library of Congress, Washington, D. C.,

Prints & Photographs Division, FSA/OWI Collection,

© VG Bild-Kunst, Bonn 2020

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47263-7

www.suhrkamp.de

DER SCHARLATAN

ERSTES KAPITEL

1.

Anfangs sagten sie alle das Gleiche: Amerika, das ist nichts für mich. Aber nach und nach richteten sie sich ein und lebten nicht schlechter als in Warschau.

Mosche – oder Morris – Calisher versuchte sich in Immobilien und begriff schnell, dass man hier nicht mehr davon verstehen musste als in Warschau. Man kaufte ein Haus und kassierte die Mieten. Mit einem Teil der Einkünfte zahlte man das Darlehen ab, finanzierte, was man zum Leben brauchte, und hatte dann immer noch genug übrig für eine Anzahlung auf ein zweites Haus. Man musste nur einen Anfang machen, und Morris Calisher hatte seine erste Immobilie schon 1935 gekauft. Sein Glück hatte ihn nicht verlassen.

Die Flüchtlinge sagten, Morris Calisher sei beim Geschäftemachen in seinem Element wie der Fisch im Wasser. Er schrieb immer noch gern Zahlen auf Tischtücher und Adressen auf seine Manschetten. Er zog sich immer noch an wie gerade ins Land gekommen. Steife Kragen, Hemden mit gestärkten Manschetten, Schuhe mit Gamaschen – sogar im Sommer – und eine Melone, obwohl sie längst aus der Mode war. In seiner schwarzen Krawatte steckte eine Nadel mit einer Perle. So hatte er auf seine Art angefangen, Warschau in New York wiederaufzubauen.

Statt im Café Bristol oder im Lurs zu sitzen, wurde Calisher Stammgast in einer Cafeteria. Er trank seinen

schwarzen Kaffee aus einem Glas statt einem Becher. Er fand sogar jemanden, der ihm servierte, weil er es hasste, Tablett herumzutragen wie ein Kellner. Er rauchte eine Zigarre, kratzte sich mit einem Zahnstocher im Ohr, schlürfte seinen schwarzen Kaffee, und dabei schwirrten ihm Pläne durch den Kopf. Ja, es stimmte – in Amerika waren die Straßen mit Gold gepflastert. Man musste nur verstehen, es aufzuklauben.

Amerika stand am Rand eines Krieges. Die Preise für Waren schnellten in die Höhe, und Bankkredite konnte man sich mühelos verschaffen. Morris Calisher rechnete sogar damit, dass die Aktien früher oder später steigen würden. Englisch sprechen konnte er noch nicht, aber die Zeitungen hatte er gelesen und sich eine Vorstellung von dem verschafft, was an der Wall Street vorging. Er sagte zu seinem Freund Hertz Minsker: »Hör mir zu und vergiss deine Narreteien. Werde Geschäftsmann wie alle anderen Juden. Denk dran: Du musst nur den ersten Schritt machen. Von Freud kannst du nicht leben.«

»Du weißt ganz genau, dass ich kein Freudianer bin.«

»Wo ist der Unterschied? Freud-Schmeud, Adler-Schmadler, Jung-Schmung. Das Zeug ist doch keinen Pfifferling wert. Für einen Ödipuskomplex kannst du dir gar nichts kaufen.«

»Wenn du nicht aufhörst, von Psychoanalyse zu faseln, sind wir geschiedene Leute.«

»Schon gut, ich will mich nicht in deine Wissenschaft einmischen. In diesen Dingen bin ich ein Ignorant, stimmt, aber ich bin ein praktischer Mensch. In Amerika muss man sich ändern. Hier muss sogar ein Rabbi Geschäftsmann werden. Du könntest ein neuer Aristoteles sein, aber wenn du in einer Wohnung verrottest, die nicht deine ist, kräht

kein Hahn nach dir. Und selbst wenn der Messias nach New York käme, müsste er vorher in der Zeitung Reklame für sich machen.«

Morris Calisher war gedrungen, breitschultrig, seine Hände und Füße waren zu groß, und in Polen hätte man gesagt, sein Kopf sei ein Wasserkopf. Auf dem kahlen Schädel sprossen ein paar Haarbüschel. Er hatte eine hohe Stirn, eine krumme Nase, dicke Lippen und einen kurzen Hals. An der Kinnspitze hatte Morris Calisher ein symbolisches Bärtchen stehen lassen – ein Zeichen, dass er sein Judesein nicht ganz aufgegeben hatte. Seine Augen waren groß, schwarz und vorquellend – Kalbsaugen.

Er stammte aus einer chassidischen Familie und hatte in seiner Jugend in der Jeschiwa von Gora und am Hof des Sochaczéwer Rabbis gelernt. Er hatte die Tochter reicher Eltern geheiratet, die nach ein paar Jahren gestorben war und ihm einen Sohn hinterließ, den er Leibele nach seinem Großvater väterlicherseits genannt hatte, und eine Tochter, der er den Namen Feigle Malka ihrer Großmutter mütterlicherseits gab. Aber selbst nannten sie sich Leon und Fania. Leon studierte in der Schweiz. Er stand in Zürich kurz vor seinem Examen als Elektroingenieur. Fania war zweiundzwanzig, hatte zunächst an der Warschauer Universität studiert und sich jetzt für ein paar Kurse an der Columbia University eingeschrieben. Da sie sich mit ihrer Stiefmutter nicht verstand, war sie aus dem Haus ihres Vaters ausgezogen und wohnte in einem Hotel. Sie hatte ihren Namen amerikanisiert und hieß jetzt Fanny.

Morris Calishers zweite Frau, Minna, schwor, dass sie Fania besser behandle, als die eigene Mutter es hätte schaffen können. Sie habe ihr Leben für das Kind geopfert, aber das

Mädchen habe Gutes mit Bösem vergolten. Morris wusste, dass das stimmte. Das Mädchen war übellaunig erwachsen geworden und hatte etwas von einer jüdischen Antisemitin. Ihrem Vater begegnete sie mit offenem Spott. Sie hatte ihn schon vorgewarnt: Sie würde keinen Juden heiraten, und zum ersten Mal hatte Morris Calisher sie geschlagen. Nicht lange danach war sie ausgezogen. Er schickte ihr jede Woche einen Scheck mit der Post.

Er redete auf Hertz Minsker ein: »Wenn du nicht Geschäftsmann wirst, mach eine Praxis auf. In New York gibt's reichlich Verrückte.«

»Dafür brauchst du – wie sagt man – eine Lizenz.«

»Schließlich hast du studiert. Du bist Freuds Schüler.«

»Man muss eine Prüfung bestehen.«

»Na und, das schüttelst du doch aus dem Ärmel.«

»Das Englische fällt mir schwer. Außerdem will ich mich nicht den Damen aus der Park Avenue ausliefern.«

»Was willst du denn? Den Mond und die Sterne?«

»Lass mich in Ruhe. Ich kann nicht mitten in einer Weltkatastrophe eine Karriere anfangen. Dieser Hitler ist kein Witz. Der ist der Teufel selbst, der Erzfeind Asmodäus, der gekommen ist, den letzten Lichtfunken zu löschen von der einen Seite und Stalin – möge sein Name ausgelöscht sein – von der anderen. Es ist der Krieg zwischen Gog und Magog – wenn du Vergleiche magst. Noch sind keine Steine vom Himmel gefallen, aber was sind Bomben? In Polen sind die Juden in furchtbarer Gefahr. Wer weiß, was da passieren wird? Ich kann nicht mitten in dieser Katastrophe sitzen und den Klagen irgendeiner amerikanischen Yenta zuhören, die mit siebzig bedauert, dass sie vor vierzig Jahren ihren Ehemann nicht betrogen hat! Ich flehe dich an: Nenn mich nicht

Psychoanalytiker. Das ist die größte Kränkung für mich. Das ist, als würdest du mir ein Messer ins Herz stoßen.«

»Gott behüte, ich will nicht, dass du dich grämst. Du weißt, wie viel ich von dir halte. Es ist nur, dass mir deine Frau leidtut. Das ist kein Leben für sie. Schließlich ist sie Luxus gewohnt.«

»Ich hab sie nicht gezwungen. Sie hat von vornherein gewusst, worauf sie sich einlässt.«

»Trotzdem, Männer sind robuster. Wir haben unsere Ambitionen, unsere Fantasien, unsere – Dummheiten, sagen wir mal. Frauen sind abhängig von Kleinigkeiten. Deine Fenster blicken auf eine Mauer. Und ich hab dich tausend Mal gebeten, in diese Wohnung in meinem Haus zu ziehen. Inzwischen ist da alles vermietet.«

»Ich will nicht, ich will nicht. Sie wollte auch nicht. Du hast uns geholfen, herüberzukommen, und das reicht. Ich will kein Nassauer werden. Übrigens ist sie heute arbeiten gegangen.«

»Oh? Wohin denn?«

»In eine Fabrik.«

»Nicht gut. Das ist nichts für sie.«

»Ich hab sie nicht dazu gezwungen. Sie hat es selbst gewollt. Ich habe sie davor gewarnt. Was kann man mehr tun als jemanden warnen? Alles weiß man sowieso nicht. Gestern habe ich von einer grässlichen Explosion geträumt und dass alle Wolkenkratzer krachend zusammengestürzt sind. So realistisch, als wäre es tatsächlich passiert. Das Empire State Building schwankte wie ein Baum im Sturm. Das war nur ein Traum, aber er hat mir keine Ruhe gelassen.«

»New York werden sie schon nicht zerstören.«

»Warum nicht? Auch Jerusalem war eine schöne Stadt.

Alles hängt vom Willen des Himmels ab. Meistens wird dort oben entschieden, dass die Barbaren siegen. Warum sollte es diesmal anders sein? Höchstens, wenn der Jüngste Tag wirklich gekommen ist.«

»Aber bis dahin muss das Leben weitergehen. Ich werd dir ein Glas Kaffee und ein Stück Kuchen bestellen.«

2.

Hertz Minsker war ein paar Jahre jünger als Morris Calisher, hochgewachsen, mager und bleich. Rings um seine Glatze wuchs langes braunes Haar. Alles an ihm war schmal: der Schädel, die Nase, das Kinn und der Hals. Er hatte eine hohe rabbinische Stirn. Die grauen Augen hinter der Hornbrille schauten halb sorgenvoll, halb erstaunt und irgendwie so, als wisse er nicht, wo er war und mit wem er sprach. Jahrelang war er von einer Großstadt zur nächsten gezogen, von Warschau nach Berlin, Paris, London; zurechtfinden konnte er sich nirgendwo. Er lernte nie, wie er zu seinem Hotel zurückfinden oder zu der Straßenbahn kommen sollte, die ihn heimbringen würde. Außer Jiddisch und Hebräisch konnte er keine Sprache fließend sprechen, obwohl er auf Deutsch, Französisch und Russisch Bücher geschrieben und an etlichen Universitäten studiert hatte, allerdings ohne einen Abschluss.

Morris Calisher nannte Minsker gern den Ewigen Jeschiwa-Jungen. Minsker schleppte immer eine Aktenmappe voller Bücher und Manuskripte mit sich herum. Er trug ständig etwas in ein Notizbuch ein. Dem Anschein nach arbeitete er seit Jahren an einem Meisterwerk, das die ganze

Welt verblüffen würde, aber bis jetzt hatte es noch nicht Gestalt angenommen.

Während Hertz Minsker so von Stadt zu Stadt wanderte und in allen möglichen Bibliotheken und Archiven stöberte, hatte er es geschafft, viermal zu heiraten und außerdem wer weiß wie viele Affären zu haben.

Morris Calisher hatte Hertz Minsker schon gekannt, als der noch einen seidenen Hut und bis auf die Schultern reichende Schläfenlocken trug. Morris Calishers Vater war zu Hertz Minskens Vater, dem Pilsener Rabbi, gegangen, um sich Rat zu holen. Der Rabbi war als starrsinnig und als Kabbalist bekannt. Er hatte sich von drei Frauen scheiden lassen. Hertz war das Kind seiner ersten Frau, und er hatte irgendwo Brüder und Schwestern, die er nie gesehen hatte.

Im Lauf der Jahre hatten Morris Calisher und Hertz Minsker einander aus den Augen verloren, wiedergefunden, erneut verloren, um noch einmal in irgendeiner europäischen Hauptstadt aufeinanderzutreffen. Bei jeder Begegnung hatte Hertz in einem Dilemma gesteckt. Er hatte ein bemerkenswertes Geschick, sich in Krisen von einer Art zu manövrieren, die andere nicht einmal verstehen konnten. Er hatte Schulden, die er bezahlen musste, sonst verlor er das Leben. Jedes Mal wenn er Morris Calisher über den Weg lief, klatschte er in die Hände und rief: »Dich schickt der Himmel! Ich hab dauernd an dich gedacht. Das ist eine Fügung!«

Und er schüttelte den Kopf und hob die Augen zum Himmel. Entweder war ihm das Geld ausgegangen, oder er hatte Pass und Visum nicht rechtzeitig verlängert oder sein Manuskript irgendwo in einem Hotel liegenlassen,

oder jemand hatte ihn aus dem einen oder anderen Grund bei der Polizei angezeigt, und er stand kurz vor seiner Deportation. Sein Hauptproblem bestand darin, dass er in Russland geboren war, wohin sich sein Vater für eine Weile geflüchtet hatte, und dass er wegen einer ganzen Serie von Formalitäten und Komplikationen seit der russischen Oktoberrevolution staatenlos war und nur einen Nansenpass besaß. Er war ein Bürger keiner Nation. Er vergaß immer, seine Visa zu erneuern, und lebte überall illegal. Er ließ sich unter Pseudonymen mit Frauen ein. Er hatte irgendwo in Warschau eine Tochter. In Avignon hatte er eine Affäre mit einer Armenierin gehabt, der Witwe eines Sepharden, hatte sie geschwängert und einen Sohn von ihr.

Hertz Minsker sagte von sich: »Ich bin ein Scharlatan! Das weißt du doch, Moyschele!«

Aber Mosche Calisher wusste auch, dass Hertz Minsker ein Gelehrter war, ein Philosoph und auf seine Art auch ein Sprachforscher. Er besaß Briefe von Freud. Bergson hatte einmal ein Vorwort zu einem Werk von Hertz Minsker geschrieben, das niemals publiziert worden war. Hertz kannte Alfred Adler, Martin Buber und eine Reihe anderer weltberühmter Männer. Morris Calisher hatte seine Artikel in hebräischen Anthologien, in deutschen und französischen Sammelbänden gesehen.

Morris Calisher war stolz auf sein ausgezeichnetes Gedächtnis – er wusste noch viele Seiten aus der Gemara Wort für Wort auswendig, aber Hertz verwirrte ihn immer wieder mit seiner ungeheuren Bildung. Er konnte den gesamten Talmud auswendig. Er hatte ganze Passagen aus dem Zohar im Gedächtnis, zitierte griechische und lateinische Dichtung. Im Chassidismus war er so zu Hause, dass er die

Namen aller Rabbis vom Baalschem Tov bis zur Gegenwart wusste.

Morris Calisher fragte sich immer wieder: Wie kann ein einziges Hirn so viel speichern? Und wie kann ein gebildeter Mensch, ein Gelehrter, sich mit Frauen aller Arten einlassen und sich in Techtelmechtel verstricken wie ein Tölpel? Das Geheimnis war noch undurchdringlicher, weil Hertz sich für einen religiösen Menschen hielt. Er hatte eine sozusagen individuelle Religion für sich entwickelt. Am Sabbat rauchte er, fastete aber an Jom Kippur; er aß nichtkoscheres Essen, legte aber Tefillin an; er hielt sehr viel von Jesus, neigte aber zum Anarchismus. Einmal sagte Morris Calisher zu Minna: »Was Hertz Minsker eigentlich ist, weiß nur der Allmächtige. Und manchmal bin ich im Zweifel, ob der es wirklich weiß.«

Hertz Minsker war 1940 nach New York gekommen, begleitet von einer Frau, die ihren Ehemann in Warschau verlassen hatte. Morris Calisher hatte diesen Mann gekannt – einen wohlhabenden Kaufmann, vornehmen Menschen, Sohn einer reichen Familie. Morris Calisher hatte sich längst angewöhnt, Hertz Minsker keine Fragen zu stellen.

In New York ließ Hertz sich treiben, ganz wie in anderen Großstädten auch, aber hier war es noch schwieriger für ihn, Geld zum Leben zu verdienen. Vom ersten Tag an klagte er, in der New Yorker Luft ersticke er. Zwischen Uptown und Downtown konnte er beim besten Willen nicht unterscheiden, und jedes Mal wenn er mit der U-Bahn fuhr, machte er Fehler, die so dumm waren, dass selbst Freudgegner darin die Hand des Unterbewussten erkennen mussten – widerstreitende Kräfte, die ihn von innen heraus sabotierten.

Unglücksfälle aller Art trafen ihn. Er ließ die Aktentasche im Aufzug liegen. Er verlor eine Brille, für die es in New

York keinen Ersatz gab, meinte er. Er hätte sich leicht ein Visum zur Einwanderung in die USA verschaffen können. Stattdessen kam er als Tourist und musste sein Visum nun verlängern lassen. Um ein Dauervisum zu beantragen, hätte er zuerst nach Kanada oder Kuba reisen müssen, aber ohne Visum konnte er nicht dort einreisen.

Ein Puerto Ricaner, der den Fußboden der Cafeteria aufwischte und den Morris Calisher als seinen persönlichen Kellner angestellt hatte, brachte Hertz Minsker ein Eierplätzchen und ein Glas Kaffee. Hertz begann, über dem Essen zu schockeln und zu murmeln, als spreche er einen langen Segensspruch.

»Ich bin weder hungrig noch durstig«, sagte er.

»Und wenn schon, schaden wird es dir nichts.«

»Sich den Bauch vollstopfen, wozu soll das gut sein?«, brummte Hertz, halb an Calishers Adresse, halb an seine eigene. »Ich beneide Gandhi. Das ist der einzige Weise in unserer Zeit. Es wird dahin kommen, dass die Menschheit ganz und gar aufhört zu futtern. Futter ist für Kühe. Liebe ist etwas ganz anderes. Sie ist dem Wesen nach spirituell. Deshalb glaube ich an alle diese Regeln nicht. Der Geist lässt sich nicht ins Geschirr spannen. Die Wahrheit ist, dass ein Mann zehn Frauen lieben und ihnen allen von ganzem Herzen treu sein kann. Die Menschen können das nicht hinnehmen, weil es nach Pazifismus schmeckt. Darum lieben sie den Krieg so sehr.«

»Wie soll das eine mit dem anderen zu tun haben?«

»Es gibt einen Zusammenhang.«

Morris Calisher blieb nicht lange in der Cafeteria – er hatte eine geschäftliche Verabredung. Er schlug Hertz vor, mit ihm zusammen aufzubrechen, sodass er Hertz' Rechnung mit bezahlen könne, aber diesmal lehnte Hertz ab.

Er sagte: »Ich möchte noch eine Weile hierbleiben.«

»Was willst du denn hier machen? Den Reispudding mit einem Segen bedenken?«

»Ein paar Aufzeichnungen werd ich machen.«

»Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Nimm ein paar Dollar. Davon kannst du die Rechnung zahlen.«

»Ich brauch kein Geld.«

»Nimm, nimm! Bloß nichts ablehnen!«, sagte Morris Calisher im Scherz. »Und vergiss nicht, dass ihr, du und deine liebe Frau, morgen Abend bei uns eingeladen seid. Minna hat schon den halben Laden leer gekauft.«

»Ja gut, danke.«

»Verlier den Scheck nicht, denn wenn du ihn hier verlierst, musst du dir das Leben nehmen.«

Morris Calisher ging. Auf dem Weg zum Ausgang drückte er dem puerto-ricanischen Kellner einen Vierteldollar in die Hand. Er sagte sich: Ein brillanter Kerl, aber ein erstklassiger Schlemihl. Wenn er sich hier in Amerika im Netz verfängt, muss er's teuer bezahlen.

Bevor Calisher die Cafeteria verließ, warf er einen Blick zurück. Hertz hatte schon sein Notizbuch und einen Füllfederhalter aus der Tasche gezogen und kritzelte auf eine Seite: »Leibniz irrt. Monaden haben Fenster. Sie haben sogar Leitern.« Das Wort »Leitern« unterstrich er dreimal.